

Herbert Wehner: Ein nicht-einfaches Leben

Der Weg über die Große Koalition zur Regierungsmacht (zweiter Teil und Schluß)

Der Herbert Wehner, der einen strategischen Meisterplan entworfen hat, um die SPD an die Macht zu bringen, und der diesen Meisterplan mit organisatorischem Geschick in die Tat umgesetzt hätte, hat nie existiert. Es gibt ihn nicht. Ebenso wenig hat Wehner den Bundeskanzler Brandt erfunden; allenfalls hat er ihn aus dem Amt geleitet.

Wohl aber gibt es den Herbert Wehner, der mit einem taktischen Gespür ohnegleichen in der Nase hatte, was der SPD zu jeweils größerer Stärke verhelfen könnte, und der seine Witterung mit unerhörter Konsequenz und Opferbereitschaft durchgehalten hat. Es gibt den Mann mit dem überlegenen analytischen Gehirn, der aber entweder nicht willens oder nicht fähig ist, andere in seinen analytischen Arbeitsprozeß einzubeziehen. Am Ende steht meist ein Diktat.

Den Seher und den Organisator Wehner gibt es nicht. Wo immer dieser deformierte Vollmensch organisatorisch etwas in Händen hatte, sei es in der Partei oder in der Fraktion, herrschte, um mit Helmut Schmidt zu reden, „eine ziemlich unordentliche Ordnung“.

Es gibt den Mann, in dem sich intellektuelle Überlegenheit mit enormem Durchsetzungswillen verbindet; den Mann, der mit Kraft und Fleiß an immer demselben Brett bohrt, mit einer Assoziationsgabe bestückt, die zu Vergleichen mit den Gehirnen eines Arno Schmidt und eines Horst Janssen herauslockt.

Im September 1946 begann bei der SPD-Zeitung „Hamburger Echo“ ein außenpolitischer Redakteur, der seinen Kollegen nicht geheuer war, so sehr er sie auch beeindruckte. „Wir hielten“, erinnert sich der Volontär Hans Schmelz, später SPIEGEL-Redakteur, derzeit stellvertretender Planungschef der Bundeswehr, „seinem Anspruch an sich selbst nicht stand.“

Schreiben war für diesen Redakteur politischer und leidenschaftlicher Kampf. Alles Behende, Leichte, Ironische war ihm dabei suspekt, wie denn

Herbert Wehner der einzige nennenswerte Politiker der Bundesrepublik ist und war, den man sich in einem anderen Beruf nicht vorstellen kann. Jener Zeitungsleser, den dieser ernsthafte und gewichtige Mann vor Augen hatte, sollte aus seinem Parteiblatt eine Art Offenbarung herauslesen und sie wie ein Aktenstück studieren.

Schmelz: „Als bald waren aufmerksame Leser unserer Zeitung weniger über Westeuropa und die USA als über Skandinavien informiert, sogar über den ‚Holzarbeiter-Kongreß in Mittelfinland‘. Es war klar: Wehner sah in den Arbeitern einer finnischen Region

Wehner trat im Oktober 1946 der SPD bei und schuffete nun, wie Schmelz sich erinnert, auf zwei Feldern, in der Zeitung und auf Versammlungen. Kurt Schumacher wurde auf ihn aufmerksam und ließ ihn oft nach Hannover in die Parteizentrale kommen. Wehner erzählte, und Schumacher hörte zu. Über Struktur, Organisation und Taktik kommunistischer Parteien wußte keiner so gut Bescheid wie Wehner. Im Frühjahr 1949 galt er als „einer der engsten Mitarbeiter Kurt Schumachers“ (laut Interpress).

1949, in den ersten Bundestagswahlen, erzielte er als Direktkandidat des



Redaktionskonferenz im „Hamburger Echo“ 1947 (Wehner 3. v. r.): Offenbarung aus der Zeitung

Genossen, deren Tarifstreit, zumal ihr Land von sowjetischer Pression bedroht war, das solidarische Interesse der Hamburger Arbeiter verdiene.“

Der überlange Artikel, drei volle Setzschiffe, kam ungekürzt ins Blatt. Der Kollege Schmelz übrigens, als er während der SPIEGEL-Affäre einsaß, bekam zum Heiligen Abend von der Familie Wehner einen Christstollen, selbst gebacken, ein Glas Marmelade, selbst eingemacht, und den Wunsch, das Paket möge „Dir einen Lichtschein ganz nahe ans Herz bringen“*.

* Mitgeteilt in: „Herbert Wehner. Beiträge zu einer Biographie“, herausgegeben von Gerhard Jahn: Kiepenheuer & Witsch, Köln, 1976. — Auch Wehners zweiter Duzfreund unter den SPIEGEL-Verhafteten, der frühere Regierungssprecher und jetzige Bundestagsabgeordnete Conrad Ahlers, erfreute sich gleicher Fürsorge.

Hamburger Wahlkreises 8 (Finkenwerder — Wilhelmsburg — Harburg — Süderelbe) mit 48 Prozent der Stimmen das bei weitem beste Wahlergebnis im Stadtstaat. Die feinen Hanseaten schickten freilich nicht ihre erste Garnitur nach Bonn. Wer etwas galt, stand für einen Posten als Senator an.

Bezeichnend für Wehners schon damals starke Stellung in der Partei ist, daß viele Delegierte ihn bei der Kandidaten-Aufstellung statt auf Platz 2 auf Platz 1 der Hamburger Liste wollten. Er selbst war für das „Echo“ auf der Außenministerkonferenz in Paris. Seine zweite Frau Lotte, die nicht Delegierte war, stand auf und sagte: „Mein Mann läßt die Delegierten bitten, er möchte nominiert werden auf Platz 2.“ So geschah es.



Fraktionsvorsitzender Herbert Wehner 1976: „Element der bebenden, gnadenlosen Unruhe“

Über das Verhältnis des damals 43jährigen Wehner zu dem damals 53jährigen Schumacher gibt es wenige ganz zuverlässige Nachrichten. Schumacher muß ihn hart ausgeforscht und nicht verhindert haben, daß ihn andere noch härter ausforschten. Ahlers und Augstein sahen ihn am Frühstückstisch auf dem Venusberg gegen die hinter ihm aufgestellte Büste oder Maske des verehrten Toten antoben.

Daß Wehner dem an Arm und Bein amputierten Schumacher physisch behilflich war, steht bildlich fest. Ebenso, daß Schumacher nach seinem Zusammenbruch am 21. Dezember 1951 seine schon vorbereitete Rede von Herbert Wehner im Rias verlesen ließ.

In ihrem Grimm und in ihrer Verbissenheit waren sich beide wohl (zu) ähnlich. „Holz vom gleichen Holz“, wie die „Süddeutsche Zeitung“ vermerkte.

Jedenfalls überantwortete Schumacher ihm von vornherein den Vorsitz des damals wichtigen Bundestags-Ausschusses für gesamtdeutsche Fragen (zum Vergleich, Carlo Schmid bekam den außenpolitischen Ausschuß). Bis Herbert Wehner unter Kurt Georg Kie-

singer Gesamtdeutscher Minister wurde, behielt er diesen Ausschußvorsitz.

Überhaupt scheint auffällig, wie wenig sich dieser „linke Flügelmann der Partei“ („Süddeutsche Zeitung“ 1955) um Inhalte der Gesellschaftspolitik gekümmert hat. Er galt als Ost- und Kommunismus-Experte, als das „Element der bebenden, gnadenlosen Unruhe, das sich aus der Tatsache des zerteilten Deutschland speist“ (so der Kommentator Fritz Brühl).

Wenn es einen parlamentarischen Motor gegen Konrad Adenauers Westpolitik gegeben hat, der unablässig, bis der Deutschlandplan des März 1959 ausgespuckt war, rotierte: dann war dies Herbert Wehner, auch hier ebenbürtiger Nachfolger Kurt Schumachers.

Adenauer hielt Wehner schlicht für einen Spion, oder tat doch wenigstens so, er schwankte da bis in seine letzten Lebenstage („Wie kann ich mit dem Herrn Ollenhauer etwas besprechen, wenn der das eine Stunde später dem Herrn Wehner weitererzählt“). Sein Mißtrauen hinderte ihn nicht, sich 1952 anderthalb Stunden unter vier Augen mit Wehner zu unterhalten. Er durfte das, Brentano nicht.

Die Amerikaner mußten ihren Einreise-Modalitäten untreu werden, als dieser Exkommunist 1950 mit Dr. Eugen Gerstenmaier nach New York zur Uno reiste, um die Rückkehr der deutschen Kriegsgefangenen zur Sprache zu bringen (er reiste 1952 noch einmal dorthin, und dann nicht wieder).

Einer breiteren Öffentlichkeit wurde Wehner im gleichen Jahr aus anderem Grund bekannt, als er den Bundestags-Kollegen Wolfgang Hedler zusammenprügeln half.

Hedler, ein Angehöriger der nazistischen DRP, stand unter diversen politischen Beschuldigungen, seine Immunität war aufgehoben worden. Der Bundestagspräsident Köhler verwies ihn ohne rechtliche Handhabe aus dem Plenum. Hedler ging. Im Abgeordneten-Ruhe salon, wo er ein Interview gab, erwischte ihn vier SPD-Abgeordnete, unter ihnen Wehner, und prügelten den „Nazilump“ zum Hohen Haus hinaus. Schlachtruf: „Wir lassen uns nicht noch einmal im KZ die Knochen polieren.“

Die vier Abgeordneten Heiland, Wehner, Gleisner, Roth wurden im

SPIEGEL 11/1950 als „Knochenpolierer“ ausgemalt, was Wehner übel vermerkte. Wehner hatte, wie er zu Protokoll gab, „die Initiative zu einem gemeinschaftlichen Handeln“ ergriffen, er kam mit einem Sitzungsverbot für zehn Tage davon.

Nicht ohne „Hoppla“ liest man heute in vergilbten Archivblättern, daß Wehner am 14. Juni 1953 den Sturz seines früheren Genossen Walter Ulbricht gefordert hat, dieses „hauptverantwortlichen Einpeitschers der bisherigen Bolschewisierungmaßnahmen“ — drei Tage vor dem 17. Juni.

Zimperlichkeit war Wehners Sache nicht. So verglich er 1957 eine Darstel-

sprechen kam, „der ja, meine Damen und Herren, das Ausland kennt“.

Im Herbst 1957, nach dem Aufstand in Ungarn und einer großzügigen Rentenreform in Deutschland, errang Konrad Adenauer seinen strahlendsten Sieg. In der SPD wurde man sich klar, daß man etwas ändern müsse.

In der Fraktion bildeten Carlo Schmid, Fritz Erler und Herbert Wehner unter dem nominellen Fraktionschef Erich Ollenhauer eine Art Triumvirat. Wichtiger aber, auf dem Stuttgarter Parteitag 1958 wurde der „Parteilinke“ Wehner neben dem ewig jugendbewegten Bayern Waldemar von Knoeringen einer der beiden Stellvertreter Ollenhauers im Parteivorstand.

Die Zeitgenossen haben von dieser Verwunderung damals nichts gemerkt. Wehner, der Adenauer sieben Jahre nach Schumachers Tod „die Nachgeburt des Führers“ nannte, war sich in einem Punkt mit Schumacher einig: in dem Haß auf Adenauer.

Schumacher, laut Wehner, hatte die Neigung, recht zu haben, und sogar allein recht zu haben (wie kann man nur!); „er glaubte, im Besitz des eigentlichen Wissens zu sein“. Wehner fällt hierzu kein anderes Beispiel ein als Schumachers Kampf um mehr Bundeszuständigkeit für die Staatsfinanzen, eins seiner größten Verdienste.

In der Sache, sagt Wehner, hat Schumacher hier zwar recht behalten, aber er sei doch manchmal der Vorstellung erlegen, „richtig informiert zu sein, ohne es doch wirklich zu sein“ — ein Vorwurf, der heute nicht selten an die Adresse des Onkels geht.

Schumacher, der 1952 starb, habe die Diskussion über das Für und Wider der vollen westdeutschen Staatlichkeit nicht ins Volk getragen. Dies sagt 1966 ein Mann, der sich noch 1966 strikt weigert, die Diskussion um die Endgültigkeit der Oder-Neiße-Grenze und über das Für und Wider einer Anerkennung des zweiten deutschen Staates ins Volk zu tragen.

Schumacher, moniert Wehner weiter, habe nicht alles darangesetzt, 1949 die Regierungsbeteiligung unter Adenauer und mit einem sozialdemokratischen Bundespräsidenten durchzusetzen. Er habe in Fragen der Wirtschaft und Wirtschaftspolitik verstaubte Vorstellungen gehabt; habe sich von der „Ohne-mich-Bewegung“ nicht hinlänglich abgesetzt.

Dem Interviewer Gaus wurde soviel nachträgliche Rathausescheitheit zuviel, und er fragte:

GAUS: Warum haben Sie sich seinerzeit mit dieser Auffassung in der Partei nicht durchsetzen können? Bei der folgenden Wahl richtete sich die „Ohne-mich“-Stimmung deutlich gegen die SPD. Die Partei hatte etwas versäumt.

WEHNER: Ich war dazu viel zu jung und auch zu jung in der SPD, als daß ich mehr Gewicht haben konnte, als es damals tatsächlich der Fall war.

GAUS: Nun, Sie waren doch schon ein gestandener Mann. Sie waren nicht mehr so jung — Jahrgang 06 —, und Sie waren auch nicht mehr so neu in der SPD. Haben Sie zur Durchsetzung einer nüchternen Betrachtungsweise zum Beispiel in der Wiederbewaffnungsfrage damals weniger getan, als Sie es rückblickend wünschen?

WEHNER: Ich bin doch ein Außenseiter gewesen.

Er ist alles andere, als die „FAZ“ in ihrem Jubiläums-Artikel meint; alles andere als einer, „der die Selbstdarstellung wie die Erbsünde meidet, dem die Politur am eigenen Bild zuwider ist“. Er meidet gar nicht und er poliert.

Grotesk wird die Selbstdarstellung, wenn er, der „Orlando furioso“ der Bewegung „Kampf dem Atomtod“ aus dem Jahre 1958, Günter Gaus zu Pro-



Kurt Schumacher, Helfer Wehner 1949 *: „Holz vom gleichen Holz“

lung, die der Innenminister Schröder gegeben hatte, mit den „Konstruktionen des Anklägers (der Moskauer Schauprozesse) Wyschinski, vom Format abgesehen“. Zweimal, 1955 und 1957, versuchten die patentierten Christen, ihn aus dem Ausschußvorsitz herauszuschießen, mit Verdächtigungen von Pappe.

Als die schwedische Zeitung „Dagens Nyheter“ Wehner im März 1957 der gemeinen Spionage für die Sowjet-Union beschuldigte, schloß sich Wehner tagelang in seinem Büro ein. Ein Geschundener hat eine zweite, eine dünne Haut. Dieser hier fühlte sich von seinen Freunden in der Parteiführung nicht hinlänglich in Schutz genommen. Kanzler Adenauer erntete im Wahlkampf „große Heiterkeit und Beifall“, wenn er auf den Herrn Wehner zu

Wer in dieser Troika die stärkste Figur war, konnte nicht zweifelhaft sein. Dennoch sagte Wehner noch Jahre nachdem er das Regiment in der Baracke übernommen hatte, „die da oben“, wenn er die übrige Parteiführung meinte. Ständige Redensart: „Die wollen mich ins Messer laufen lassen.“ Wie beurteilt er nachträglich Kurt Schumachers SPD, die sich ja nicht in der Außen- und Ostpolitik erschöpfte?

1969 so: Kurt Schumacher, der „verehrte Lehrer und Freund“, der ihm durch sein kämpferisches Vorbild geholfen habe, zur SPD zu stoßen, hat die intellektuellen Fähigkeiten Adenauers nicht nach Gebühr eingeschätzt, was ihn, Wehner, sehr verwundert habe.

* Beim Betreten der Sporthalle am Funkturm in Berlin.



Wehner, Gerstenmaier vor dem Abflug zur Uno 1950: „Initiative zu einem ...“

tokoll gibt, er habe parteiintern vor dieser Bewegung gewarnt. Wehner in München: „Wird das geteilte Deutschland Atom-Aufmarschgelände, dann bleiben die Hunnen dort, wo sie heute stehen.“

Hier liegt das Lindenblatt zwischen den Schultern dieses gehürnten Hagen, hier seine verletzte Stelle. Die ihm nicht trauen, tun das meist in Unkenntnis und ganz ohne Blick für sein charakterliches und menschliches Profil. Aber richtig ist, daß bei ihm zwischen permanenter Retusche und dem wahren Hergang der Dinge kaum je zu unterscheiden ist.

Keine strategisch nachvollziehbare Linie liegt zwischen dem vorwiegend von Herbert Wehner zu verantwortenden Deutschlandplan des März 1959, einem irgendwo weltfremden neutralistischen Gebilde, und der großen Wehner-Schwenkung zur Nato vom 30. Juni 1960 („Rheinischer Merkur“: „Einstündige, einarmige Riesenwelle Herbert Wehners um sich selbst“).

Wehners Durchbruch in eine Rolle von nationaler Bedeutung und in die des wichtigsten Parteimannes der SPD geschah auf dem Godesberger Parteitag 1959, der die Fesseln einer klassenkämpferischen Arbeiterpartei sprengte. Bruno Heck, späterer Generalsekretär der CDU, sah damals in Wehner den „einzigsten wirklich überragenden Kopf auf diesem Parteitag“, der „Tagesspiegel“ „die Geheimwaffe des Vorstands“; die Zürcher „Tat“ eine „gewaltige politische Potenz“.

Reinhard Appel in der „Stuttgarter Zeitung“ rühmte das „geschlossene Auftreten des Parteivorstands mit Herbert Wehner an der Spitze und Willy Brandt im Hintergrund“. Die „Welt“ jubelte: „Es war sein Parteitag.“ Wehners Plädoyer („Glaubt einem Ge-

brannten!“) erschien allen als das „eigentliche Ereignis“ — damals, übrigens, war die SPD noch gegen die allgemeine Wehrpflicht.

Wehners Erinnerungen gegenüber Reinhard Appel 1969 lesen sich folgendermaßen:

Ideologien sind entsetzlich perfekt. Aus diesem Grunde habe ich auch aus voller Überzeugung, zusammen mit einigen anderen, unter denen ich besonders Adolf Arndt nicht vergessen möchte, an der schwierigen Ausarbeitung des Godesberger Programms der SPD mitgewirkt.

Die Beteiligten erinnern sich da etwas anders. Wehner hat die Arbeit der eigentlichen Programm-Entwerfer Deist und Eichler mit Hohn und Spott, jedenfalls abwartend beobachtet („Aus dem Mist kann doch nichts werden“).



Verprügelter Abgeordneter Hedler ... gemeinschaftlichen Handelns“

Dann, als er sah, daß aus der Sache doch etwas werden könnte, ist er, mit der letzten Post, auf den Kutschbock gesprungen und hat die Zügel in die Hand genommen, vehement und mit der Autorität des Vertrauensmannes der Linken.

Noch nach der enttäuschenden Bundestagswahl von 1957 hatte er den Begriff „Volkspartei“ abgelehnt. Noch im April 1959, sieben Monate vor Godesberg, hatte er sich im „Vorwärts“ nahezu im Stile Ulbrichts vernehmen lassen:

Es ist eine schwere, aber ehrenvolle Aufgabe, an der jeder Sozialdemokrat nach Kräften mitzuwirken hat, in diesem kritischen Abschnitt des Ringens um die Wiedervereinigung Deutschlands die starrsinnigen Quertreibereien der Nutznießer der Spaltung Deutschlands zurückzuschlagen. Die Zeit dieser Quertreiber und Nutznießer der Spaltung läuft ab. Jeder Sozialdemokrat, der ihren Drohungen wie ihren Verlockungen standhält, wird einst das Verdienst haben, zum Bauvolk des neuen vereinigten Deutschlands und zu den Vorkämpfern der Einheit der Arbeiterklasse gezählt zu werden.

Nein, Wehner merkt nicht eher, was los ist, als andere, er merkt es nur gründlicher. Er gehört, meint Günther Gilleßen in der „FAZ“, „nicht zur verlockenden Minderheit, wenn er es vermeiden kann. Spätestens vor der entscheidenden Schlußrunde einer Richtungsdebatte findet man ihn dort, wo er weiter Politik machen zu können glaubt, im Lager der neuen Mehrheit“. Also doch ein Stalinist?! Vielleicht. Oder auch: doch nur ein Politiker?

Geht es nicht um die Wurst, so wartet er ab, wo die stärkeren Bataillone stehen; erklärt die anstehende Frage zu einer organisatorischen, läßt diskutieren und vertagen. Die Entscheidung, die dann herauskommt, vertritt er so offensiv und so kraftvoll, daß Widerspruch kaum noch aufkommt.

Zwischen Godesberg und seiner Nato-Rede tat Wehner den unwiderruflichen Schritt, die bestehenden Verhältnisse anzuerkennen, später als andere, aber dafür desto wirksamer. Niemand hat aus früheren Irrtümern so reichlich Gewinn gezogen. Er war jetzt der Moses, der die Partei aus der Wüste der Opposition an die Fleischtöpfe der Regierung führen würde. Nicht länger sollte Adenauer einen Unterschied machen können zwischen den Emigranten in der Parteispitze und „anständigen SPD-Leuten, die denken wie wir“.

Kann man ihn deshalb einen bloßen Pragmatiker nennen, einen lupenreinen Opportunisten, der seiner Partei wie auch sich selbst zur Macht helfen wollte? Das scheint nicht so.

Zwar, Wehner wollte eine Partei, „die, soviel es geht, Macht in diesem Staat ausübt“. Zwar, Godesberg hatte eine klare Absage an den marxistisch definierten Geschichtsablauf gebracht. Aber geblieben war ja die Überzeugung, daß die (nun nicht mehr Proletarier, sondern) „Arbeitnehmer“ mit ih-



„Kampf dem Atom-Tod“-Demonstration in München 1958*: „Dann bleiben die Hunnen dort ...“

ren Interessen und Bedürfnissen nur bei der SPD wohl aufgehoben seien.

Für Wehner, der sich einen Sozialpolitiker, wenn auch nicht einen Fachsozialpolitiker nennt — er unterscheidet da säuberlich —, bedeutete das: Wie früher die KPD den Umsturz, so hatte jetzt die SPD den Schritt-für-Schritt-Fortschritt für die arbeitenden Menschen, immer noch die überwiegende Mehrheit, zu erbringen.

Darum meint Günter Gaus, Wehners Pragmatismus habe einen prinzipiellen Charakter. Vordergründig scheint das widersprüchlich. Der Widerspruch löst sich auf, da Gaus den Gedanken nicht loswird, daß Wehner „am Ende, mit

viel Zeit, den sozialdemokratischen Menschen sucht“ — einen anderen, besseren Menschen also, trotz aller Wehnerschen Beteuerungen, man könne am Wähler nicht herumschnitzen.

Ob man am Wähler nicht herumschnitzen dürfe oder ob man ihm wider besseres Wissen nach dem Mund reden müsse: Wehner hat da nicht lange gefackelt; hat, wie er gegenüber Gaus selbst zugibt, „massiver als jeder andere mit Maßregelungen eingegriffen“, wenn „die in Gang gekommene Entwicklung in andere Richtungen gedrängt“ werden sollte; hat die Diskussion abgewürgt und Mitglieder wie Wähler um des großen Zieles, um einer



... wo sie heute stehen“: Godesberger Parteitag 1959*

Beteiligung an der Regierung willen, für dümmere verkauft, als sie waren.

Christen, so konnte man aus seinem Munde plötzlich vernehmen, seien geeigneter, gewisse Aufgaben anzupacken, als Nicht-Christen. Überhaupt, ohne Kirche könne man nicht leben. An der Stirnseite des Karlsruher Parteitags 1964 prangte eine Deutschland-Karte mit den Grenzen von 1937: „Erbe und Auftrag“. Ja, die regierenden Christen mußten sich von ihm Vorwürfe anhören, weil sie die deutschen Grenzen und die deutsche Einheit nicht energisch genug verteidigten.

Hier, und nicht in seiner Vergangenheit, wird diese große Figur gebrechlich. Arnulf Baring, gewiß ein Wehner-Freund und gewiß kein Übertreiber, schrieb erst kürzlich in der „Zeit“:

Bei Wehner scheint klar: in all den Jahren, in denen sich die SPD an die Macht heranarbeitete, hat dieser finitenreiche Mann aus taktischen Gründen immer wieder bedenkenlos das Gegenteil von dem gesagt, was er längerfristig für erforderlich hielt: Und doch kann man bei diesem vielschichtigen, widerspruchsvollen Weser nicht sicher sein, ob er nicht zwischen-durch zeitweilig tatsächlich sogar glaubte, was er sagte.

Das läßt sich belegen. Als Wehner 1960 im Bundestag die große Nato-Kehre vollzog, mit einer „Perfektion des Scharms“, wie ihm sein herankeimender Partner Guttenberg vor dem Plenum reichlich hölzern bescheinigte, glaubte er wohl noch an die Ziele seines Deutschland-Plans, aber nicht mehr an baldige Verwirklichung.

Weniger leicht läßt sich glauben, daß er noch 1966 guten Gewissens beteuerte, man müsse die Selbstbestimmung für die Bewohner der DDR vom Westen her proklamieren („Wir wären Strolche“). Ebenso sei es leichtfertig, die Oder-Neiße-Grenze anzuerkennen („Es greift mir kalt ans Herz“).

Aber halt! Da ist ja die friedensvertragliche Regelung, der Wehner beharrlich zusteuert (und die wir dank Brandt und Scheel und dank Wehner und Gott Dank vermieden haben). Sie sollte laut Wehners Sicht aus dem Jahr 1966 verhindern, daß Faustrecht kurzerhand Recht wird.

Wieder bleibt uns die vage Ahnung, daß der Wehner des Jahres 1966 nicht der des Jahres 1976 gewesen sein kann, der in Warschau fordert, für die Hin-nahme des Faustrechts noch etwas drauflegen zu dürfen. Hatte Wehner eine Strategie, so wird er sie uns schwerlich beschreiben können. Er meinte zu spüren, was der Partei guttat, und legte sich in die Seile. Zum politischen Betrug großen Stils gehört eben Charakter, Tiefe, Selbstbetrug.

Wehner, und vielleicht konnte er nur so überleben, beherrscht die Kunst, sich so verschachtelt-wichtig-tiefgründig

* Oben: Marsch durch die Münchner Innenstadt (Mitte Hans Werner Richter) nach der Wehner-Kundgebung auf dem Königsplatz; unten: Ollenhauer, Wehner, Nau, Ertler, Carlo Schmid, Schoettle, Eichler.

auszudrücken, daß man aus einer ellenlangen Passage sowohl „Sommer“ wie auch „Winter“ herauslesen kann. Wer ihm glaubt, was er im politischen Kampf beteuert, ist schon der Gelackmeierte. Glauben kann man ihm nur, daß er die SPD stärker machen will.

Ein Beispiel: Wehner will, 1961, unbedingt in die Regierung. Er kann aber nicht. Also erfindet er, und glaubt womöglich selbst, „daß das Parlament in grundlegenden Entscheidungen wirklich als Parlament und nicht als eine



Ordensverleihung durch Innenminister Lücke 1966 *

von vornherein feststehende Mehrheit und eine entsprechende Minderheit in Erscheinung tritt“.

Bewegend klagt er, daß von Partei- und Koalitions-Managern das Parlament und seine eigentlichen Befugnisse mit verwurstelt werden. Es geht ihm um die Konsolidierung der demokratischen Ordnung.

Kaum ist er aber 1966 in der Regierung, so wird das Parlament, erst per Kreßbronner Kreis und dann auf der Wehner-Mischnick-Schiene, ungleich ärger verwurstelt. Hat er seine bewegend Klage ernst gemeint? Für einen minderen Bürger ist das schwer zu glauben. „Politik aus erster Hand“ hieß die Sendung.

Oder: Wehner sitzt neben Kiesinger in der Bundesregierung und möchte da auch sitzen bleiben. Also fordert er Verständnis dafür, daß die Ostpolitik „eine breiteste Zusammenarbeit aller demokratischen Kräfte, ungeachtet ihrer sonstigen Gegensätze, erfordert“.

Kaum ist Wehner 1969 Fraktionsvorsitzender einer Bundesregierung ohne CDU und CSU, so sagt er kalt,

* Großes Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband; 1973 Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.



Gratulation bei Adenauer (hinten Duffhues) 1964

zu binden und umgekehrt. Klagend zitiert er im Fernsehen früheren Helfer Guttenberg, die Heincmann-Wahl sei der Anfang vom Ende der Großen Koalition gewesen. Nichts als den Proporz, nichts als die Fortdauer der Großen Koalition hatte er im Auge und beklagt sich nun über den Proporz.

Oder das Wahlrecht: Man sollte meinen, taktische Rücksichten dürften in Wahlrechtsfragen keine ausschlaggebende Rolle spielen. Nicht so bei Wehner (wie auch natürlich bei Adenauer nicht).

Nach dem Bau der Mauer, im August 1961, fordert er eine All-Parteien-Regierung, was, angesichts der daran zu beteiligenden FDP, eine Änderung des Wahlrechts ausschloß. Nach der Bundestagswahl im September dient er



Mit Stieftochter Greta Burmester bei Papst Paul VI. 1969

Heimgekehrter Sohn Wehner: „Ohne Kirche kann man nicht leben“

„ich brauche die Opposition nicht“, damit er die Union in der Nein-Sager-Ecke festnageln kann. Was gestern galt, heute ist es wie weggeblasen.

Oder: Er hatte 1969 die Koalition mit der CDU/CSU fortsetzen wollen, wurde aber von den Ereignissen, unter anderem von Willy Brandt und Karl Schiller, überfahren. Da bedauert er nun nachträglich im Fernsehen, daß die Große Koalition es nicht geschafft habe, das Amt des Bundespräsidenten herauszuheben aus dem Koalitions-Proporz. Wieso „herauszuheben“?

Er wollte Georg Leber zum Bundespräsidenten machen, einen Sozialdemokraten also, um die SPD an die CDU

sich samt Änderung des Wahlrechts Adenauer als Partner an.

1962, während Adenauers SPIEGEL-Krise, dasselbe Spiel: Erst Angebot einer All-Parteien-Regierung (was eine Änderung des Wahlrechts ausschließt), dann sein Angebot, über eine Wahlrechtsänderung, mit Adenauer als Kanzler, in die Regierung einzutreten und so nebenbei die FDP auszulöschen.

Naive Mitkonspirateure, wie der frühere Bundesinnenminister Paul Lücke und der Baron Guttenberg, mußten nach Bildung der Großen Koalition zwangsläufig von Wehner enttäuscht werden, weil sie ihm (und sich) tatsächlich geglaubt hatten, es gehe ihm (und

ihnen) um die Konsolidierung der Demokratie durch die Einführung des Mehrheitswahlrechts nach englischem Muster. Wehner hingegen ging es darum, an der Bundesregierung beteiligt zu werden. Die Wahlrechtsreform war auch 1966 der Köder, um die über die FDP verärgerte Christen-Union für die SPD einzunehmen.

Wieder ist „bei diesem vielschichtigen, widerspruchsvollen Wesen“ (Baring) nicht ausgeschlossen, daß er tatsächlich ein Anhänger des englischen Mehrheitswahlrechts war. Nur, wollte er es auch durchsetzen?

Konnte der Meisterstrategie tatsächlich in puncto Wahlrecht außer acht lassen, daß sein demokratischer Sozialismus, wie er selbst gegenüber Gaus betont hat, „jeden Tag durch die Diskreditierung des Sozialismus auf der anderen Seite der Zonengrenze in ein schiefes Licht kam“? Wer weiß. Vielleicht ja, vielleicht nein.

Die Grenze des Erlaubten überschritt der De-facto-„Generalsekretär“ während der SPIEGEL-Affäre im November und Dezember 1962. Was er später als Versuch zwecks Okkupation der Staatsmacht auf Dauer definieren sollte, paßte ihm, als es passierte, schlicht nicht in seinen Kram. Er wollte ja keine Opposition mehr gegen den alten Adenauer machen, sondern speziell unter ihm, und gerade unter ihm, noch in die Regierung.

Sicher, er schickte den Gefangenen Päckchen und sorgte sich rührend. Aber politisch vermied er jede Generalabrechnung. Ja nicht wieder den Ruch der Landesverräterei riskieren!

„Ich fürchte“, ließ er im „Vorwärts“ am 14. November 1962 drucken, „bei SPIEGEL-Verantwortlichen hat es die politische Vorstellung gegeben, um beinahe jeden Preis die von ihnen abgelehnte Konzeption Strauß' anzuprangern, ohne dazu die Wege der Politik und der Intervention bei Regierung und gegebenenfalls Bundespräsident zu beschreiten. Dabei mag Augsteins herablassende Art gegenüber der Sozialdemokratie mitgespielt haben“ (Brief an einen schwedischen Freund, vom 11. November 1962).

Als ob die aufs Mitregieren versessene Sozialdemokratie, vom Bundespräsidenten Lübke und der Regierung selbst ganz zu schweigen, überhaupt noch einen Ansatz geboten hätte, Anklagen gegen Regierungsmitglieder nicht öffentlich anzubringen!

Unter dem Eindruck der öffentlichen Meinung zog die FDP ihre fünf Minister aus der Bundesregierung zurück. Adenauer, ohne Strauß, brauchte aber weiterhin eine Mehrheit. Da die FDP sich 1961 nur auf seine befristete Kanzlerschaft eingelassen hatte, konnte ihm vielleicht die SPD zu einer unbefristeten verhelfen?

Die Frage war nun, ob die SPD sich mißbrauchen ließ, damit die FDP von Adenauer besser erpreßt werden kön-



Guttenberg im Bundestag 1972
„Um eine Erfahrung ärmer“

ne. Dazu Wehner am 4. November: „... unter den gegenwärtigen Umständen eine Koalition mit der CDU/CSU unmöglich“. Wehner am 16. November: „... allenfalls die Möglichkeit einer All-Parteien-Regierung prüfen“.

Sein Partei- und Fraktionsvorsitzender Ollenhauer schloß drei Tage später, am 19. November, auch diese Möglichkeit aus: „Koalition mit der CDU völlig unmöglich.“

Wehner am 20. November: Die FDP habe der demokratischen Ordnung (durch Rücktritt ihrer Minister) einen Dienst erwiesen. Aber es gehe nicht um das Auswechseln von Ministern. „Um eine Gesundung zu erreichen, muß man beim Haupt beginnen.“

Ollenhauer am 27. November: „Die SPD ist nicht bereit, in eine Große

Koalition mit der CDU einzutreten. An diesem Erpressungsversuch gegenüber der FDP beteiligen wir uns nicht!“ Fritz Erler, Stellvertreter Ollenhauers im Fraktionsvorsitz, einen Tag später, am 28. November:

Die Ära Adenauer mit all ihren häßlichen Randerscheinungen ist nun endgültig vorüber. Eine Koalition der Sozialdemokraten mit den Christdemokraten ist im gegenwärtigen Zeitpunkt unmöglich. Diesbezügliche Gerüchte sollen nur die FDP weichmachen. Aber die SPD wird sich nicht dazu benutzen lassen, Adenauers Hausmacht zu stützen.

Sechs Tage später, am 4. Dezember 1962, führen Ollenhauer, Erler und, auf dem Vordersitz, Herbert Wehner um 10.30 Uhr am Sitz des Bundeskanzlers vor, um unter Eliminierung der FDP eine

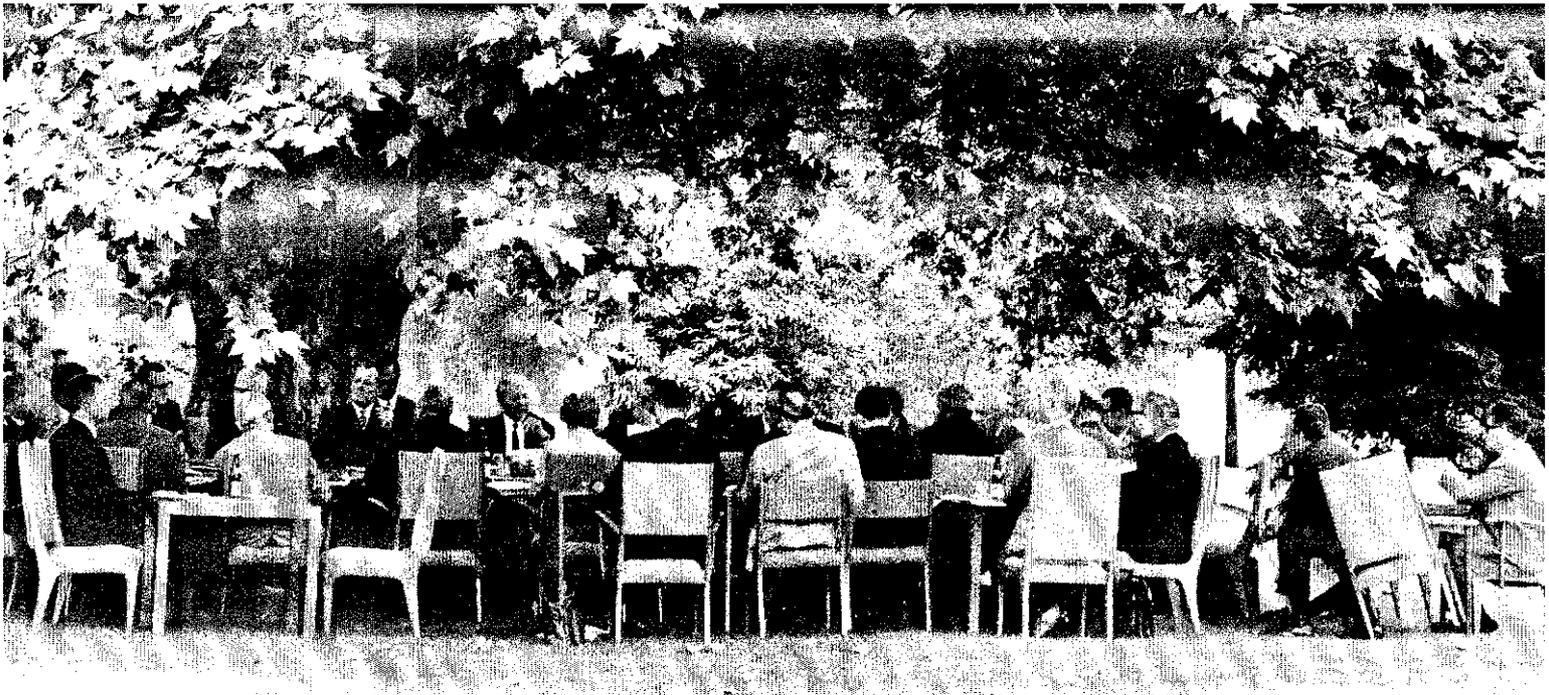
Wahlrechtsänderung und eine Große Koalition zu verabreden. Wehner hatte mit Guttenberg und Paul Lücke Verabredungen getroffen. „Kopf ab“-Jaeger von der CSU damals: „Todesurteil für die FDP.“

Elf Minister für die CDU/CSU, neun für die SPD, weit war man gekommen. Der Coup scheiterte am Anstand und an der Vernunft der SPD-Fraktion, nicht so sehr an Adenauers Verschlagenheit.

Wenn es denn nicht stimmt, daß die Politik den Charakter verdirbt, so kann doch ein Charakter die Politik verderben. „Hättest du gedacht, daß unser Freund Wehner solch ein Schwein ist?“ sagte Wolfgang Döring, Mendes Stellvertreter und vermutlicher Nachfolger, als er kurz vor seinem Tode seinen



Vorfahrt bei Adenauer 1962 (Ollenhauer, Erler, Wehner): „Todesurteil für die FDP“



Kabinettsitzung mit Kiesinger und Brandt unter der Platane 1967: „Alle an einem Strang“

Freund Augstein im Koblenzer Kartause-Gefängnis besuchte.

Die Generalprobe war daneben gegangen, aber das Stück lief trotzdem. Und Wehner hatte gelernt. Jene FDP-Obersten, die 1966, nach dem Auseinanderlaufen der Regierung Erhard, ernsthaft geglaubt haben, Wehner wolle ernsthaft mit ihnen verhandeln, müssen komplette Narren gewesen sein. Wolfgang Döring wäre das schwerlich passiert. Mende heute: „Wehner sagte uns nichts Falsches, aber er sagte uns nicht alles.“ Das Entscheidende sagte er nicht.

Diesmal ließ Wehner nicht seinen Vorsitzenden Ollenhauer, sondern seinen Vorsitzenden Brandt im unklaren über seine wirklichen Absichten. Diesmal hatte er Partei und Fraktion auf seiner Seite, den künftigen Fraktionsvorsitzenden Helmut Schmidt und den künftigen Wirtschafts-Star Karl Schiller nicht zu vergessen. Diesmal hielt er die Verabredung über das Wahlrecht unstaatsbürgerlich vage. Dem SPIEGEL sagte er hinterher: „Ich persönlich hätte die Dauer-Opposition noch ziemlich lange ertragen. Aber die Partei wäre daran zerbrochen.“

Willy Brandt, mit der Bonner Szenerie so wenig vertraut wie mit Wehners

Absichten, schwankte. Er erinnert sich heute: „Klaus Schütz war für die Große Koalition, Egon Bahr hielt den Draht zu Genscher, weil er die Kleine bevorzugte.“

Wenn Wehner die Ignoranz seiner „Nummer 1“ illuminieren will, bringt er den auch sonst verbürgten Ausspruch Brandts: „Dann macht eben die Große Koalition — aber ohne mich.“

In Wahrheit sprachen die Person Mende, der Zustand der FDP und die parlamentarischen Stärkeverhältnisse für Wehner. Auch er konnte nicht mehr warten. Der verlorene Sohn schluchzte „Lotte, Lotte, Lotte“, als er Gesamtdeutscher Minister geworden war.

Recht hatte er trotzdem. Die Partei hätte eine verzweifelt-fragile Kleine Koalition mitgemacht, wenn ihr Generalsekretär das so gewollt und wenn die Kanzlerwahl überhaupt geklappt hätte. In der Opposition aber wäre sie nur geblieben, wenn CDU und FDP ihr das diktiert hätten.

Schon 1959, im Juli, als die Führungsgremien der Partei die Wahlen von 1961 vorbereiteten, schon damals, als der loyale Erich Ollenhauer seinen Verzicht auf jedes Regierungsamt er-

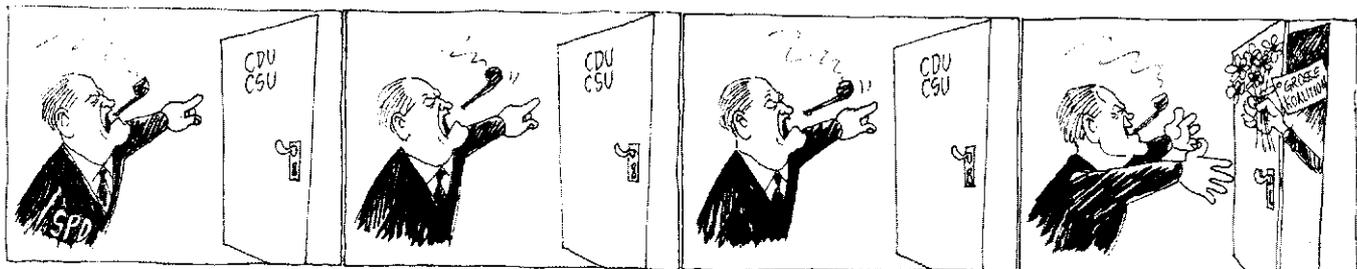
klärte, hatte die Partei ins Auge gefaßt, daß sie zur Regierungsbeteiligung einen Verbündeten brauchen werde. Das waren nun entweder CDU/CSU oder FDP.

Die Bürger-Koalition zermürbt zu haben, war sicher nicht vorneweg Wehners Verdienst. Schwerlich konnte man Adenauer und Strauß bekämpfen und sich gleichzeitig bei ihnen anbiedern.

Aber nur Wehner hatte die Kraft und die Konsequenz, die SPD auf den Fall des Falles in zahllosen Auftritten vorzubereiten. Nur er, der Parteimann schlechthin, verschaffte sich in mühseliger Kleinarbeit die Autorität, die nötig war, eine Schwenkung um 180 Grad nahezu gefechtsmäßig zu vollziehen. Er war, als es zum Schwur kam, die Partei.

Person und Partei lechzten beide nach Anerkennung, nach Rehabilitierung, nicht so sehr durch die windige FDP wie durch die wirklich staatstragenden Kräfte. „Vaterlandslose Gesellen“ waren die SPD-Leute unter Wilhelm. Hitler und Adenauer gewesen.

Um die Rehabilitierung perfekt zu machen, lief Wehners Absicht folgerichtig darauf hinaus, die Christen-Union nicht nur drei kurze Jahre, sondern eine weitere Legislatur als „Führ-



„Ihr seid unfähig — und korrupt — und bankrott — und — und — und herzlich willkommen!“

Frankfurter Rundschau 1966

Pferd“ (so die ehemalige Gutsherrin Marion Dönhoff) Dienst tun zu lassen. Daher auch sein witziges, vielleicht nicht ganz ernst gemeintes Vorhaben, die Wahlrechtsänderung in Etappen wirksam werden zu lassen.

Diese Wehner-Absicht scheiterte an Karl Schillers Intransigenz in der Vorwahlzeit 1969 und an Kanzler Brandts Entschlossenheit in der Wahnacht. Wehner gesellte sich mit seinem ganzen Gewicht zu den stärkeren Bataillonen. Am Abend der Kanzler-Wahl Willy Brandts begrüßte er die Norwegerin Rut Brandt mit einem schwedischen „Hej, hej, hej!“

Die sozialliberale Koalition zwischen SPD und FDP hat er gepöppelt und genährt, als sei es sein eigenes Baby. Zu Wolfgang Mischnick erreichte er ein Vertrauensverhältnis wie ehemals zu Kanzler Kiesinger und Guttenberg.

nochmaligen „Geben Sie ihm mildern- de Umstände!“ kommentiert hatte; diesmal, anders als bei Parteifreund Apel, ohne sich hinterher zu entschuldigen. In Guttenbergs letztem Buch „Fußnoten“ blieb ganz am Schluß der Satz stehen: „Seither frage ich mich, ob ich um eine Erfahrung ärmer bin.“

Der ältere, der alte Wehner, betreibt die Selbstisolierung bewußt als ein Mittel des politischen Kampfes. Niemand soll sich auf ihn berufen dürfen, er hat keine Hausmacht, er hat keine Freunde, er ist allein, am mächtigsten allein. Sieht man die Bundeskanzler Brandt und Schmidt, so muß man zweifeln, ob die SPD ohne Wehner bis heute *nicht* zum Zuge gekommen wäre. Aber sicher ist das nicht.

Auch die Ideologie der Großen Koalition mit ihrem gefährlichen Gemeinsamkeitsgetue („Alle müssen an einem

Superminister Karl Schiller seinen selbstverschuldeten Sturz 1972 dem „Verbrecher“ ankreidete.

Auch für diesen Bundestagswahlkampf hat er seiner Partei eine günstigere Ausgangsbasis verschafft, indem er den Kanzlerwechsel rechtzeitig inszenierte. Zu spät erkannte Brandt: „Er wollte mich weghaben seit 1972, und ich Arsch, ich habe es nicht erkannt.“

Ob Brandt ohne Wehners Biß den Rückzug aus dem Kanzleramt rechtzeitig, rechtzeitig für sich und für die Partei, geschafft hätte, ist doch mehr als zweifelhaft.

Hört man die beiden übereinander reden, Brandt gequält-verschlossen, Wehner hitzig und überspitzend, so ist jeder mit seinem Urteil über den anderen im Recht. Beide monieren Charakterfehler. Darüber hinaus hält Wehner Brandt für einen „Gigolo“, und Brandt Wehner für „nicht ganz zurechnungsfähig“. Und doch haben beide bis zur Wahl 1969 und noch weit darüber hinaus eng zusammengewirkt. Hat Wehner nicht verwunden, daß Brandt ihm als Kanzler den Rang abließ, daß er wirklich die „Nr. 1“ wurde?

Schwer zu glauben. Eher mag sein, daß er Brandts ihm bekannte Schwächen überkritisch und mit dem Vergrößerungsglas schon zu einem Zeitpunkt wahrnahm, als sie noch gar nicht ans Licht getreten waren.

Es fällt ja auf, daß Wehners Illoyalität schon unmittelbar nach dem Wahltag 1972 einsetzte. Da-

mals „vergaß“ er, die schriftliche Instruktion für die Koalitionsgespräche, die ihm der an den Stimmbändern erkrankte Kanzler übergeben hatte, zu lesen, und die für Schmidt bestimmte Ausfertigung weiterzugeben.

Es folgten seine Geheimniskrämerei vor und nach seinem Besuch bei Erich Honecker, sein maliziöses Sticheln gegen Brandt auf russischem Boden; daß der Kanzler sich diesen Eklat gefallen ließ, ohne den Fraktionsvorsitzenden zu kippen, muß Wehner von dessen Ablösungsbedürftigkeit restlos überzeugt haben. Freilich, er bestand darauf, daß er mit der „Zurechtweisung“ durch Brandt hinfort leben müsse wie mit einem Brandmal.

Bitter, auch für Wehner, bleibt der nach allem nicht völlig absurde Verdacht, er, der Sicherheitsbeauftragte seiner Partei, habe mit seinem Vorsitzenden über den Fall Guillaume absichtlich und mit Hintergedanken nicht



Wehner und Mischnick bei Erich Honecker (M.) 1973: Die Schiene funktioniert

Er versteht es, „politische Verbindungen durchaus echt und unverbildet mit menschlicher Substanz anzureichern“, wie Herbert Kremp in der „Welt“ vermerkte. Wehner, der Mischnick zuvor einen „Einfaltspinsel“ getauft hatte, lernt Partner schätzen und auch wieder verachten.

Der christliche Fraktionsvorsitzende Carstens mag sich nicht grämen, wenn Wehner ihn einen „Papen-Verschnitt“ nennt. Beizeiten wird Wehner ihm für ein Beileidsschreiben danken und ihm ein Buch mit persönlicher Widmung schicken, wie er auch Kiesinger gepriesen und auf dem Absatz wieder vergessen hat.

Fassungslos las der auf den Tod erkrankte Freiherr von Guttenberg im Bundestagsprotokoll, daß Wehner die Antwort eines Staatssekretärs auf eine Zwischenfrage Guttenbergs erst mit dem Zwischenruf „Mildernde Umstände!“ unterbrochen, dann mit einem

Strang ziehen!“ hat er nicht erfunden, nicht die Schrecken der Werbetechnik, die sich in Gemeinsamkeits-Wettbewerben notwendig überkugelt (der diesjährige Wahlkampf wird ja so bitter, weil soviel Gemeinsamkeit und so wenig unterscheidbarer Stoff da ist). Die Angleichung der großen Gruppierungen in der Praxis war zwangsläufig und ist auch nicht Wehners Erfindung.

Mit Abschluß der Großen Koalition hatte er sein Lebenswerk erfüllt. Die Bundesrepublik hatte einen Regierungswechsel erlebt und war eine normale Demokratie geworden. Aber gebraucht wurde er immer noch.

Wo immer die Aussöhnung nach Osten ins Stocken geriet, legte er sich ins Zeug, sei es gegenüber der DDR oder in Moskau, sei es in Warschau, Belgrad oder gegenüber Prag; fast immer mit Erfolg. Nur in der Berlin-Frage mußte er passen. Lange Zeit lief ohne Wehner gar nichts, so daß der

gesprächen. Die Partei in all ihrer Gruppen-Schizophrenie liebt nun diese beiden Männer, die einander nicht mehr grüßen. Sie waren zu verschieden.

Wehner, der seinen Platz als stellvertretender Parteivorsitzender Anfang 1973 freiwillig geräumt hat, will nun Fraktionsvorsitzender bleiben unter Berufung auf die Mängel der „Nr. 1“. Kanzler Schmidt will seinen Fraktions-Chef im Amt halten, damit das Gespann Wehner/Mischnick zusammenbleibt, mehr noch aber, weil er Wehners Ambitionen doch nicht bremsen kann.

Auch mit Herbert Wehner, wie ehemals mit Willy Brandt, hatte der jetzige Kanzler lange Zeit sehr gedehnte Beziehungen. Beiden warf er vor, sie leisteten dem Linkstrend in der Partei nicht genügend Widerstand. Wehner hatte seinen Mitstellvertreter Schmidt 1970 vor den Jusos in Bremen bezichtigt, der habe „lästerliche Reden“ gehalten, „die ihm nicht verziehen werden sollen“. Aber das ist lange her.

Sollte Wehner wider allgemeines Erwarten nicht auf den Stuhl des Fraktionsvorsitzenden zurückkehren und bliebe die SPD in der Regierung, so müßte Schmidt sich wohl nach einem anderen Finanzminister umsehen. Hans Apel wäre dann sein Favorit für den Fraktionsvorsitz. Danach stehen noch Wohnungsbauminister Ravens und Forschungsminister Matthöfer auf der Liste. Drängen tut sich da keiner.

Jeder Nachfolger Wehners müßte ja präpariert sein, das bissige Grinsen des großen Alten zu ertragen, der auch noch als einfaches Fraktionsmitglied Furcht und Schrecken verbreiten könnte. Eigentlich scheint er, solange er lebt, nicht entbehrlich.

Nie wird sich ändern, daß er irgendeinem harmlosen Schweifträger im Bundestag auf die harmlose Feststellung „Da beißt die Maus keinen Faden von ab“ zubellen wird: „Sie sind doch keine Maus, sondern eine Ratte“ (zu dem CDU-Abgeordneten Wilhelm Rawe am 22. Januar 1976).

Immer wird er präpariert sein, von irgendeinem minder harmlosen Bundestagskollegen, vielleicht gar einer Ratte, den obligaten Zwischenruf zu hören: „So spricht ein Alt-Kommunist.“ Und er, der mit dem Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnete Staatsmann, der Hochgeehrte, der neben Adenauer anerkannteste und unbequemste Politiker der Bundesrepublik überhaupt, wird, der ihm angedienten Märtyrerrolle froh, wie am 11. Mai 1976 seine Ritual-Antwort abladen: „Wissen Sie — damit Sie das einmal loswerden —, daß ich Kommunist gewesen bin, habe ich nie geleugnet. Ich werde es mein Leben lang büßen, dank derer, die patentierte Christen sind und sich als solche bezeichnen.“

Mein Leben lang. Und büßen. Er kann gar nicht weg.

OSTHANDEL

Kurs auf Kursk

Einen Lastwagen voller Akten lassen deutsche Industriemanager diese Woche nach Moskau rollen, um dort die Einzelheiten der Hüttenwerksplanung im sowjetischen Kursk vorzuführen.

Am Dienstag dieser Woche wird ein plombierter Viertonner der Speditionsfirma Schenker & Co. von Essens Huyssenallee 84—88 die Fünftagefahrt nach Moskau antreten — als Vorhut für eine von Salzgitter-Chef Hans Birnbaum angeführte Industriel-Crew, die am 20. Juli per Düsenflugzeug folgt.

Die Fracht des Viertonnens ist kilo- und millionenschwer: über 25 000 Seiten eng bedrucktes Papier, geheftet in



130 nummerierten Bänden, formuliert in 18monatiger Arbeit — vier russische und zwei deutsche Fassungen der Vorprojekt-Studie für das von den Firmen Salzgitter, Krupp, Korf, Siemens und Demag geplante Hütten-Kombinat Kursk. Am Samstag werden Funktionäre der sowjetischen Außenhandelsorganisation Metallurgimport das Fleißwerk übernehmen.

Drei Tage später jetten Top-Manager der fünf Konzerne nach Moskau, um mit dem stellvertretenden Außenhandelsminister N. D. Komarow über den deutschen Lieferanteil für die projektierte Hütte zu verhandeln. Für Equipe-Chef Birnbaum steht es um das deutsche Geschäft nicht schlecht: „Ich schätze, daß die Russen nur ein Drittel selbst liefern können, den Rest müssen sie importieren.“

Das Wichtigste ist schon gelungen: Die wegen ihres chronischen Devisenmangels immer wieder auf Kompensationsgeschäften ausweichenden Russen

ließen sich nach langem Feilschen im Frühjahr 1974 sogar herbei, für die erste Baustufe (Volumen: 2,5 Milliarden Mark) Barzahlung zu versprechen. Auf der 3,7 mal 2,1 Kilometer großen Baustelle wird deshalb in den nächsten Jahren fast alles präsent sein, was in der deutschen Industrie Rang, Namen und Geld besitzt.

So führen Salzgitter, Korf und Krupp bis zum Abstich des Rohstahls Regie; ein aus Demag, Schloemann-Siemag (GHH-Konzern), Krupp und Sack bestehendes Konsortium übernimmt die beiden Walzwerke. Und die BBC-Tochter Isolation plant das Profilierwerk. Für Transporttechnik, Energieversorgung und das Kommunikationssystem zeichnen Salzgitter, Krupp und ein Elektro-Konsortium aus AEG, BBC und Siemens verantwortlich.

Als Koordinationsstelle richteten die Kursk-Konsortien in einem Essener Büro-Neubau der gewerkschaftseigenen Versicherungsfirma Volksfürsorge eine aus rund 55 Experten und Hilfskräften bestehende Zentrale Projektleitung ein. Unter Führung des bei Krupp ausgeliehenen Chemieanlagen-Managers Hans-Jürgen Herbst und zweier weiterer Chef-Projektoren steuern 23 Koordinatoren alle Phasen der Detailplanung in den Konzernen.

Ein im Krupp-Rechenzentrum gespeicherter Generalnetzplan mit rund 12 000 eingefütterten Tätigkeiten macht es den Kursk-Managern möglich, im Termin-Rhythmus zu bleiben. Gerät ein Projekt-Partner in Verzug, meldet der Computer die bis in alle Verästelungen durchschlagenden Verspätungen. Chef-Planer Herbst: „Da dies meist andere Firmen betrifft, müssen unsere Leute sofort eingreifen.“

Bei seinem Termin-Management steht das Herbst-Team unter strenger



Projekt-Planer Herbst
„So etwas kommt den Russen entgegen“